

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Martínez' Roman ›Santa Evita‹ war weltweit ein großer Erfolg. Nicht nur García Márquez und Vargas Llosa haben den Roman hymnisch gefeiert. Nun widmet sich Tomás Eloy Martínez in ›Der General findet keine Ruhe‹ der schillernden Person Perón, der mit Evita verheiratet war und einst Argentinien regierte und nun auf Drängen seiner dritten Frau Isabel aus seinem spanischen Exil nach Argentinien zurückkehren soll. Die Rückkehr wird zum Desaster, Perón erkennt sein Land nicht mehr, und bis auf die Peronisten will man ihn auch nicht wirklich zurückhaben, das Land ist zerrissen zwischen rechtem Militär und linken Guerillos. Wir lernen durch Martínez nicht nur die schillernde Persönlichkeit Peróns kennen, dass der Machthaber auch ein paar Morde auf dem Gewissen hat, ist bekannt, sondern auch die Geschichte Argentiniens, die bis in die Gegenwart hinein eher einem Orkan gleicht. Martínez, der für seinen klaren Blick auf Argentinien auch Morddrohungen bekam, lebte über 30 Jahre im Exil, bevor er 2010 in Buenos Aires starb.

Der Argentinier *Tomás Eloy Martínez* musste wegen seiner unerschrockenen politischen Reportagen immer wieder ins Exil. Mit seinem Roman ›Santa Evita‹ gelang ihm der internationale Durchbruch. Der Drehbuchautor, Journalist und Schriftsteller kehrte 2008 nach Argentinien zurück, wo er 2010 starb.

Weitere Informationen auch zu E-Book-Ausgaben, finden Sie bei www.fischerverlage.de

Tomás Eloy Martínez

*Der General findet
keine Ruhe*

Roman

Aus dem Spanischen von
Peter Schwaar

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Januar 2016

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Suhrkamp Verlages, Berlin
Die Originalausgabe erschien 1985 unter dem Titel
›La novela de Perón‹
© Tomás Eloy Martínez 1990

Für die deutsche Ausgabe:
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1999
© 2016 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-18666-2

Eins
Abschied von Madrid

Wieder träumte General Juan Perón, er gehe bis zum Eingang des Südpols und eine Horde Frauen lasse ihn nicht hinein. Beim Erwachen hatte er das Gefühl, sich in keiner Zeit zu befinden. Er wusste, dass es der 20. Juni 1973 war, doch das hatte nichts zu bedeuten. Er war in einem Flugzeug unterwegs, das bei Anbruch des längsten Tages in Madrid gestartet war und dem Abend des kürzesten Tages in Buenos Aires entgegenflog. Das Horoskop prophezeite ihm einen unbekanntem Schicksalsschlag. Was für ein Schlag mochte das sein, wo doch der einzige, den er noch nicht erlebt hatte, der ersehnte Tod war?

Er hatte es nicht einmal eilig, irgendwohin zu gelangen. Es ging ihm gut so, an seinen eigenen Gefühlen hängend. Was war denn das, die Gefühle? Nichts. Dem jungen Mann hatte man gesagt, er könne nicht fühlen, er könne Gefühle nur spielen. Er brauchte bloß eine Traurigkeit oder ein Zeichen von Mitleid zu sehen, und schon heftete er sie sich mit einer Stecknadel ins Gesicht. Sein Körper streifte ständig woanders umher, damit ihm die Sehnsüchte des Herzens nichts anhaben konnten. Sogar die Sprache färbte sich ihm allmählich mit ungebräuchlichen Wörtern: flugs, obliegen, Posse. Nichts hatte ihm gehört, und er selbst gehörte sich weniger als sonst wer. In seinem Leben hatte er ein einziges richtiges Zuhause gehabt – diese letzten Jahre in Madrid –, und jetzt hatte er auch das verloren.

Er schob den Vorhang vor dem Fenster beiseite und erriet das Meer unter dem Flugzeug, also das Nirgendland. Oben bewegten sich einige gelbe Himmelsstreifen träge von einem

Meridian zum nächsten. Die Uhr des Generals zeigte fünf, aber an diesem Ort, diesem Unfixpunkt des Raums, stimmte keine Uhrzeit wirklich.

Sein Sekretär hatte ihn in der Erste-Klasse-Kabine zurückgehalten, damit er bei der Ankunft noch frisch wäre und die wartende Menge ihn so sähe wie den andern, den Perón der Vergangenheit. Er verfügte über vier Sitze, Sofas und einen kleinen Esstisch. Im Halbdunkel musterte er seine Gattin, die sich die Zeit mit einer Illustrierten vertrieb; sie war klein wie ein Vogel und hatte den Vorzug, nur die Oberfläche der Menschen zu sehen. Den General hatten Frauen immer erschreckt, die weitergingen und sich in seinen Nichtgefühlen breitmachten.

Kurz vor dem Mittagessen nahm ihn der Sekretär auf einen Gang durch die Touristenklasse mit, wo ein hundertköpfiges Gefolge saß. Er erkannte fast niemanden. Namen von Gouverneuren, Abgeordneten, Gewerkschaftsführern wurden ihm ins Ohr geraunt. »Ah, ja«, grüßte er. »Ich zähle auf Sie. Lassen Sie mich in Buenos Aires nicht allein ...« Da und dort drückte er eine Hand, bis sich ihm ein Schmerz in die Magengrube bohrte, so dass er stehen bleiben musste, um Atem zu holen. »Ach was, das ist nicht schlimm«, beruhigte ihn der Sekretär, während er ihn zu seinem Sitz zurückbrachte. »Es ist nicht schlimm«, wiederholte der General. »Aber ich möchte allein sein.«

Die Gattin hüllte seine Beine in eine wollene Decke und klappte die Lehne zurück, damit ihn sein träges Blut wieder etwas belebte.

»Was ist Daniel doch für ein guter Kerl! Hast du gesehen, Perón, was für einen dienstbereiten Mann uns Gott da gesandt hat?«

»Ja«, stimmte der General zu. »Und jetzt lasst mich schlafen.«

Der Sekretär hieß José López Rega, aber bei der ersten fa-

miliären Gelegenheit hatte er ernstlich gebeten, ihn Daniel zu nennen, denn unter diesem Sternnamen werde ihn der Herr kennen, wenn dereinst die Trompeten der Apokalypse erschallten. Er glich einem Vorstadtmetzger – untersetzt und allzu vertraulich. Wie eine Fliege setzte er sich auf jedes Gespräch, ohne sich im Geringsten um die Empfindsamkeit der Leute zu kümmern. Früher hatte er sich noch bemüht, sympathisch zu sein, aber jetzt nicht mehr. Jetzt war er stolz darauf, dass man ihn unsympathisch fand.

Während der General im Flugzeug Siesta hielt, hatte López zweimal versucht, die Luftdichte in seinen Lungenbläschen zu messen. Er drang mit den Gedanken in ihn ein und folgte dem müden, stockenden Verlauf der Strömungen von einem Bläschen zum andern. Als er beim Zwerchfell auf ein Schnarren stieß, erschrak er. Er beschloss, auf der Armlehne sitzend beim General zu wachen und der Luft mit seiner Willenskraft Beine zu machen. Inzwischen schlüpfte die Señora, gelangweilt von der wiederholten Lektüre eines Artikels über ein sevillanisches Verlöbniß in der Zeitschrift *¡Hola!*, aus den Schuhen und vergaß ihren Blick in der Landschaft aus reinem Stahl, in der sich das Flugzeug unmerklich fortbewegte.

Kaum sah der Sekretär den General die Augen öffnen, hieß er ihn aufstehen und durch den Gang gehen. Er legte die Decke zusammen, klappte die Lehne hoch und rückte eins der Sofas ans Fenster.

»Setzen Sie sich hierher«, ordnete er an. »Und öffnen Sie die obersten Knöpfe an der Hose.«

»Wie spät ist es?«, erkundigte sich der General.

Der Sekretär schüttelte den Kopf, als hätte er eine Kinderfrage vernommen.

»Was weiß ich. Vielleicht zwei Uhr. Bald werden wir den Äquator überfliegen.«

»Also gibt es kein Zurück mehr«, seufzte der General. »Es stimmt, was Sie mir prophezeit haben, López. Dass ich mein Leben eines Tages in der Pampa lassen werde.«

Seit zwei Monaten bereitete sich Perón darauf vor, nach Buenos Aires zurückzukehren – seit das Militärregime den Wahlsieg der Peronisten anerkannt hatte und sich ergeben darauf einstellte, sie regieren zu lassen. »Kommen Sie sofort ins Vaterland. Kehren Sie wieder heim«, beschworen ihn Hunderte von Telegrammen. Heim?, lächelte er. In Argentinien gibt's kein anderes Daheim als das Exil.

In diesem Jahr war es in Madrid sehr zeitig Frühling geworden. Öffnete er Ende März die Balkontür seines Schlafzimmers, so erreichte ihn von fern der Geruch nach Frittiertem und Tauben, und das genügte seinem Körper, um die Vergangenheit wiederaufleben zu lassen. Der General hob die Arme, und unversehens war da das Gurren der Menge. Tausende Tauben erschauerten beim rituellen Gruß »Genossen!« und feierten ihn, mit Fotos und großen Plakaten winkend. Noch weiter weg, zwischen den Rosenpflanzungen und den Türmen mit den Taubenschlägen, neben dem Häuschen, wo die Zivilgardisten des Generalissimo Franco postiert waren, befanden sich die Eingänge der englisch-argentinischen Metro, mit deren Bau man 1909 mehr oder weniger vor seinen Augen begonnen hatte. War er etwa nicht hinter Großmutter Dominga Dutey durch diesen Morast gestapft, als sie im Kriegsministerium das Armenstipendium holten, das ihm ein Studium an der Militärschule ermöglichen sollte?

An diesem Punkt der Vergangenheit weigerte sich die Phantasie des Generals immer, weiter vorzurücken. Er wurde wegen noch nicht eingetretener Dinge melancholisch – ich werde Madrid verlieren, werde zu alt sein, um allein durch das Haus zu gehen, das man mir in Buenos Aires geschenkt hat. Und an

der plötzlichen Leere in seinem Herzen stellte er fest, dass er nur dann Zeit hatte, glücklich zu sein, wenn er ohne Land war.

In diesen Märztagen befahl ihm die Ahnung, dass er nicht gehen sollte. Immer wenn er an Buenos Aires dachte, wanderte sein Schwerpunkt von der Leber in die Nieren und stach ihn von innen heraus. Er sagte jeweils, das seien schlechte Vorzeichen, die das Unheil beschleunigten, und das einzige Mittel dagegen sei ein John-Wayne-Film im Fernsehen – der Staub der Western, wo die Feuchtigkeit von Buenos Aires nicht hingelange. Seine Hände blieben an Tüchern und Tischdecken hängen, und als auch noch die Weißwaren für die Reise eingepackt wurden, klammerte sich der Körper an die Aureole, welche die Dinge überall hinterlassen hatten.

Über solchen Verwirrungen gingen ihm die letzten Wochen dahin. Auf seinem Programm standen jeden Tag drei bis sieben Gespräche: Immer musste er bei irgendeinem Streit zwischen den Parteien, die sich mit den Zähnen um die Macht stritten, den Schiedsrichter spielen. Er schrieb den einen oder andern Brief, telefonierte täglich einige Male (wenn nicht mit dem Arzt in Barcelona, der seine Prostata behandelte, dann mit dem Tierarzt: er hatte eine Pudelweibchenfamilie, die viel zu tun gab), und wenn er wie früher durch die Gran Vía spazieren wollte, wurde es ihm nicht mehr erlaubt. Würde sich der Ewige Vater einfach so auf der Straße zur Schau stellen – redete man es ihm mit seiner eigenen Devise aus –, so hätte man schließlich keinen Respekt mehr vor ihm.

Seit dem peronistischen Wahlsieg nahm ihm der Sekretär den ganzen administrativen Kleinkram ab: Er bestimmte die Leute, die vom General empfangen würden, und diejenigen, die ihn nie mehr besuchen durften, nachdem sie bisher fast täglich bei ihm gewesen waren. In beiden Fällen entschied der Sekretär aufgrund der positiven oder negativen Ausstrahlung,

die von den Leuten ausging und die er förmlich riechen konnte. Abends sortierte er die Korrespondenz und vernichtete die belanglosen Briefe, damit der General mit ihnen keine Zeit verlöre. Oft überlebten die Auslese nur gerade die Stromrechnungen und die Sonderangebote des Warenhauses Galerías Preciados, die die Gattin so interessierten.

Jeden Tag am frühen Morgen krächten die Hähne den General aus dem Schlaf. Erleichtert stellte er fest, dass noch nicht heute war, dass es noch lange dauerte bis zur Rückkehr. So oft hatte er sich das immer wieder gesagt, dass ihm beinahe der 20. Juni 1973 entgangen wäre.

Es war schon spät, nach halb fünf, als ihn der erste Hahnen-schrei überfiel. Der General kniff die Augen zu und protestierte: »Jetzt ist dieser verfluchte Tag da, und ich hab nicht mal Zeit gehabt, mich vorzubereiten.« Langsam stand er auf, ging zum Balkon und betrachtete durch die Tür den Dunst in den Bergen. Er drehte das Radio an und suchte wie immer die Nachrichten. Er bekam einige undeutliche Stimmen und eine Musik herein, aber sie entschlüpften seiner Aufmerksamkeit, als drängen sie in andere Ohren.

Noch in Unterhosen kam der Sekretär ins Zimmer gestürzt, schaltete das Radio ab und schnalzte mit den Fingern: »Aufstehen, es ist höchste Zeit! Aufstehen!« Der General wich zum Bett zurück. Er wollte die frische Luft einatmen, und ein plötzlicher Schwindel verwirrte ihn. Er war bleich. Sein Körper war mit den Jahren schlaff geworden und sah jetzt aus wie ein Schwamm, der langsam im Wasser untergeht. Ich bin ein überschwemmter Mann, und so werden sie mich dorthin bringen, dachte er. Dann stellte er fest, dass sein Schmerz nicht vom Körper herrührte, sondern von der unheilvollen Helligkeit, die die Flanken der Meseta hochkroch.

Die Gattin brachte ihm das Frühstückstablett. »Weder Butter

noch Brötchen«, bat der General mit unwillkürlich spanischer Betonung. »Ich möchte bloß Pfefferminztee. Das Abschiednehmen ist mir auf den Magen geschlagen.«

Er machte sich sorgfältig zurecht und zog einen blauen Anzug an. Aufs Taschentuch gab er einen Spritzer von dem Parfüm, das er benutzte, seit er Evita kennengelernt hatte, und das ihn immer an den Satz erinnern würde, mit dem sie ihm nähergekommen war: »Sie riechen so, wie ich es mag, Oberst: nach Condal-Zigaretten und Pfefferminzpastillen. Es fehlt Ihnen nur noch ein wenig Atkinsons.« Und am nächsten Tag tauschten sie Lavendel- und Citrus-Parfüm-Fläschchen, »um so zu tun, als wären wir verlobt«, hatte sie gescherzt, mit aller Absicht, es Wirklichkeit werden zu lassen. Aber der Satz, mit dem ihn Evita erobert hatte, war ein anderer, erfüllt von so durchdringenden Gerüchen, dass ihn die Erinnerung nicht mehr ertragen konnte: »Danke, dass es Sie gibt.«

Neben dem noch nicht gemachten Bett stehend, die Gefühle abermals reglos, hörte der General die Lastwagen vorbeifahren, die unter der Leitung des emsigen Sekretärs die Kleiderkoffer zum Flughafen brachten.

»Was soll ich anziehen?«, schreckte ihn die Gattin auf, während sie die Lockenwickler entfernte. »Schau her: Diese drei Kleider hab ich noch nicht eingepackt.«

»Du wirst alle drei anziehen müssen, mein Schatz. Buenos Aires ist so weit weg, dass sogar die Kleider müde ankommen.«

Es war halb sieben, als sie Hand in Hand zum Portal hinuntergingen. Von der Straße her, jenseits des Gittertors, wurden sie mit Beifall und Blitzlicht überschüttet. Einige Journalisten riefen nach einer Erklärung des Generals, was es auch wäre – ein Wort nur, um sie für die vielen Tage zu entschädigen, die sie ihn nicht zu Gesicht bekommen hatten. Aber beide, die Gattin und er, hoben nur den Arm und sagten auf Wiedersehen.

Im Hof des Moncloa-Palastes erwartete sie Generalissimo Francisco Franco in festlicher Uniform. Drei Monate zuvor hatte er endlich eingewilligt, Perón zu empfangen, nachdem er jahrelang weder seine Audienzgesuche zur Kenntnis genommen noch seine Weihnachtsgrüße beantwortet hatte. Aber dann war er ihm vor drei Monaten, wie jetzt, mit einer Eskorte von Admiralen und Reitern entgegengekommen, zwischen den Standarten der napoleonischen Feldzüge und den marokkanischen Wachen, und hatte ihm eine so schlappe Hand gereicht, dass der General nur gerade seine Finger drücken konnte.

»Was ist denn mit Franco los?«, entfuhr es Perón beim Weitergehen. »Er ist doch bloß drei Jahre älter als ich, aber er sieht aus, als habe man ihn erst heute Morgen aus einer Flasche Formalin gezogen.«

Und gleichzeitig sagte der Generalissimo zu seinem Adjutanten: »Schauen Sie bloß, was das Exil aus diesem Mann gemacht hat. Er ist in meinem Alter und schon eine Ruine.«

Aber am 20. Juni beschnupperten sie einander neugierig, um zu sehen, mit welchen neuen Widrigkeiten die Macht sie geschlagen hatte. Es überraschte sie, dass sich nichts geändert und sie es nicht gemerkt hatten. Sie unterzeichneten einige Freundschaftsprotokolle und fuhren in einer Kolonne Richtung Flughafen Barajas ab. Die Straße war von blauweißen Wimpeln gesprenkelt, die eine gute Reise wünschten. Bei der Pisteneinfahrt hielt im Halbkreis ein Husarenschwadron Wache. Der Generalissimo sah den Namen des Flugzeugs:

»Oh, Beteigeuze, der sterbende Stern ... Ein Astronom hat ihn mir beim Angeln am Himmel von Galicien gezeigt. Aber ich, ich konnte ihn überhaupt nicht sehen. An einem einzigen Punkt standen Tausende von Sternen. Der Mann ließ nicht locker: Dort ist er – der Beteigeuze ist fast tausendmal größer als die Sonne! Aber ich hab nichts gesehen, rein gar nichts.«

»Der Name war eine Idee von López, meinem Sekretär, und zwar, weil der Beteigeuze alle fünf Jahre seine Intensität verändert, wie das menschliche Schicksal. Wenn ich in Buenos Aires bin, schicke ich Ihnen ein Teleskop zum Geschenk, Caudillo.«

Sie traten aufeinander zu, um sich zu umarmen, spürten aber zugleich, dass der andere dabei zerbröseln könnte. Franco hielt ihm die Wangen hin:

»Hier sind Sie immer willkommen, General.«

»Ach, wenn das doch wahr wäre«, sagte Perón.

Kaum hatte das Flugzeug abgehoben und sich in Kastiliens Ockerdüren verloren, bat er, in Ruhe gelassen zu werden, und schlummerte ein. Die Gattin zog ihm die Schuhe aus und begann die Morgenzeitungen durchzublättern. Es war so ruhig und das Halbdunkel so geläutert, dass sie sich mit geschlossenen Augen noch in ihrem Madrider Schlafzimmer wähen konnten, eingelullt von diesen Turbinen, die eher wie das Gurgeln einer alten Tante klangen. Nach kurzer Zeit schreckte der General aus dem Schlaf auf:

»Wie spät ist es?«

»In Madrid schon Viertel nach neun«, antwortete die Gattin.
»Aber in Buenos Aires ist es noch lange nicht hell. Da oben kann man nicht wissen, in welcher Zeit man lebt. Du hast ja gehört, was Daniel sagte: Dieses Flugzeug fliegt in der Gegenrichtung zur Zeit.«

Der General schüttelte den Kopf.

»Wie sich die Welt verändert hat, mein Schatz. Alles sind bloß Irrtümer Gottes.«

Auf den Kanaren machte das Flugzeug eine Zwischenlandung, unter einer so weißen Sonne, dass sogar die Landschaft verschwamm. Der Gouverneur der Inseln kam mit Keramikblumen für die Señora und einer Handvoll Medaillen an Bord,

die er aufs Geratewohl den nächstbesten Hälsen umhängte. Dann hielt er auf Zehenspitzen eine Rede, die auf einen falschen Besucher gemünzt war, denn sie pries die siegreiche Strategie des Generals in Kriegen, die dieser nicht einmal von fern gesehen hatte. Die Zeremonie fand ein abruptes Ende, als ein Fliegenschwarm ins Flugzeug schwirrte und sich ohne Erbarmen auf die Anwesenden setzte.

Es dauerte lange, bis sie wieder starteten. Als der Tag weiter vorgerückt war und sie bei den Kapverdischen Inseln ein Unwetter umflogen hatten, ging der General auf die Toilette. Er betrachtete sich im Spiegel. Die Säcke unter den Augen waren geschwollen, und auf den Wangen sprossen unerwartet einige weiße Stoppeln. Er ging wieder hinaus und holte das Necessaire, um sich zu rasieren, und die Färbewatten. Weiße Scheißhaare, dachte er. Ich muss schon außerordentlich traurig sein, dass mir der Bart auf diese Art wächst.

Auf dem Sitz hatte man ihm einige Karten mit den als punktierte Linien eingezeichneten Linien der Aerolíneas Argentinas, mit den Flottenstützpunkten in der Antarktis und den seit 1955 stillgelegten Eisenbahnnetzen deponiert. Er faltete den Stadtplan von Buenos Aires auseinander. Mit dem Zeigefinger fuhr er die Autobahn entlang, die sich von den Fabriken in Villa Lugano zwischen großen Betonwohnblöcken, öffentlichen Schwimmbecken und Eukalyptusplantagen zum Flughafen Ezeiza hinauszog. Er versuchte sich den Standort der Autobahnbrücke vorzustellen, wohin man ihn bringen würde, damit er zur Menge spräche. López hatte ihm erzählt, dass ihn fast eine Million Menschen erwarte. Ganze Familien seien dabei, ihre Häuser zu verlassen, ohne die Türen zu verriegeln, als wäre das das Ende der Welt. Ein berühmter Sänger, der auf den Landstraßen noch die Pilger ermutigt habe, sei ins Schwärmen geraten, als er daran erinnert habe: »Ein geheimnisvoller Strahl

erleuchtet uns! Das ist der Glaube, der Berge versetzt! Gott ist bei uns! Gott ist Argentinier!«

Als das Flugzeug die Grenze zwischen den beiden Hemisphären überflog, geriet es in eine heftige Turbulenz, und die Flügel bebten. Die Piloten teilten dem General mit, in der Ferne könne man die Küste Brasiliens sehen, und luden ihn ein, ins Cockpit zu kommen. »Ich habe keine Lust«, bedankte er sich. »Das Einzige, was mir Brasilien gebracht hat, sind Verdross und Pech.«

Hingegen sollten sich die wenigen Freunde zu ihm setzen, denen er noch traute.

»Bringen Sie sie schon her«, sagte er zu López. »Es ist spät geworden, und wir müssen uns vorbereiten.«

Er war einverstanden, dass zuerst die Tochter und der Schwiegersohn des Sekretärs kämen, die die Señora mit Histörchen von Filmstars zu unterhalten pflegten. Der Schwiegersohn, Raúl Lastiri, war ein Vorstadtgauner, der sich auf saftige Braten verstand und mit einer ordinären Handbewegung die Frauen in den Nachtlokalen zu verführen wusste; Norma, die Tochter, war fünfundzwanzig Jahre jünger, behandelte Lastiri aber mit schwiegermütterlicher Süffisanz.

Durch die Vorhänge vor den Toiletten erkannte der General José Rucci, den schwächtigen CGT-Generalsekretär*, der an den Nägeln kaute, während er darauf wartete, vorgelassen zu werden. Perón empfand Zuneigung für ihn.